



Petra Hahn-Lütjen (Hrsg.)

24+2

WEIHNACHTS
Licht
GESCHICHTEN



BRUNNEN

Petra Hahn-Lütjen (Hrsg.)

24+2
WEIHNACHTS
Licht
GESCHICHTEN

 **BRUNNEN**
Verlag GmbH · Giessen

Petra Hahn-Lütjen, Journalistin, Autorin und Herausgeberin, freut sich als „Hebamme für Bücher“ über die jahrelange und immer wieder schöne Zusammenarbeit mit Autorinnen und Autoren wie den in diesem Advents- und Weihnachtslesebuch versammelten. Als Referentin ist sie zu Veranstaltungen und Lesungen unterwegs, zur Adventszeit auch mit „LichtGeschichten“.

Die *24+2 WeihnachtsLichtGeschichten* sind auch als Hörbuch erhältlich, gesprochen von Ute Heuser-Ludwig und Andreas Odrich.
ISBN 978-3-7655-8720-7

Weitere Geschichtenbücher von Petra Hahn-Lütjen im BRUNNEN Verlag:

Kleine GlücksGeschichten, gebunden, Gießen 2018

DankeSchönGeschichten, Gießen, 2. Aufl. 2020

GeburtstagsGeschichten, Gießen 2018

RosenBlütenGeschichten, Gießen 2020

WeihnachtsGrußGeschichten, Gießen 2016

WeihnachtsSchmuckGeschichten, Gießen 2. Aufl. 2012



© 2021 Brunnen Verlag GmbH

Projektleitung und Lektorat: Petra Hahn-Lütjen

Umschlagmotiv: Adobe Stock

Umschlaggestaltung: Daniela Sprenger

Satz: DTP Brunnen

Herstellung: GGP media GmbH

ISBN 978-3-7655-0767-0

www.brunnen-verlag.de

Inhalt

- 1 *Willi Näf*, Esel reiten mit achtzig 7
- 2 *Ursula Schröder*, Rembrandt und ich 11
- 3 *Titus Reinmuth*, Aufgetaucht 14
- 4 *Schwester Teresa Zukic*, Malek und der König
im Scheinwerferlicht 17
- 5 *Fabian Vogt*, Nikolausig kalt 21
- 6 *Susanne Ospelkaus*, Glanz verleihen 28
- 7 *Johannes Warth*, Über der Lichtung 31
- 8 *Thea Eichholz*, Ein Geschenk ist ein Geschenk ist ein Geschenk 35
- 9 *Karl-Heinz Becker*, Verlaufen 39
- 10 *Tanja Jeschke*, Ein Backstein 43
- 11 *Kai-Uwe Woytschak*, Südtiroler Herbstmedaillons 46
- 12 *Rebecca Dernelle-Fischer*, Der warme Mantel 49
- 13 *Titus Müller*, Ich komme ihr zuvor 53

- 14 *Andreas Malessa*, Celestine 58
- 15 *Albert Frey*, Der Geheimbund 62
- 16 *Christoph Zehendner*, Immer noch kein Platz 65
- 17 *Eckart zur Nieden*, Der weiße König 70
- 18 *Ilse Ammann-Gebhardt*, Wie ein Traum, der entflieht ... 74
- 19 *Christoph Zehendner*, Die geklaute Weihnachtsfreude *Oder*:
Nicht zur Nachahmung empfohlen! 79
- 20 *Manfred Siebald*, Weihnachtskonzert 84
- 21 *Gerrit Pithan*, Die Stille der Sistina 89
- 22 *Fabian Vogt*, Schmucker Schmuck 100
- 23 *Albrecht Gralle*, Herausgerissen *oder* Der Weihnachtstest 104
- 24 *Manfred Siebald*, Stille Nacht 109
- 25 *Mathias Jeschke*, Flaschenpostgrüße 116
- 26 *Jürgen Werth*, Existenziell berührt 120
- Die Autorinnen und Autoren 123



WILLI NÄF

Esel reiten mit achtzig

Ja, es war eine dumme Idee gewesen. Josef brummte. Maria hatte recht gehabt. Wie immer. Wer mit bald achtzig Jahren noch auf einen Esel steigen wolle, hatte sie erklärt, sei selber einer. Josef hatte auf sie gehört und es bleiben lassen. Doch nachdem Maria diese Welt für immer verlassen hatte, hatte Josef sich schließlich doch aufgemacht, um noch einmal nach Bethlehem zu reiten.

Licht! So ein Licht!

Mit offenem Mund staunte Josef in den nächtlichen Himmel hinauf. Noch nie in seinem Leben hatte er so viele Sternschnuppen auf einmal gesehen. Ein Regen aus Licht. Wunderschön!

Natürlich wusste Josef, woher die Sternschnuppen kamen. Sternschnuppenschauer entstanden, wenn die Engel im Himmel beim Staubwischen die Himmelstüre offen ließen.

Josef konnte sich kaum sattsehen. Wie oft hatten Maria und er miteinander ihr kleines Haus in Nazareth gekehrt, hatten den Staub in den Sonnenstrahlen tanzen lassen und gelacht dazu. Bestimmt wischten die Engel den Himmel, weil Maria sie darum gebeten hatte. Um ihn unten auf der Erde mit einem Lichterregen aufzumuntern.

Ächzend rieb Josef sich seinen schmerzenden Rücken. Natürlich hatte Maria recht gehabt. Man reitet nicht mit achtzig Jahren auf einem schlecht gelaunten Maultier nach Bethlehem. Und

man fällt nicht in der Abenddämmerung kurz vor der Ankunft vor Müdigkeit herunter und wird dann von seinem treulosen Vierbeiner am Wegesrand sitzen gelassen.

Josef hatte keine Ahnung, wie er es nun bis zum Stall schaffen sollte. Er wollte doch bloß noch einmal mit der Hand über die Krippe streichen, um dann friedlich und in der Gewissheit heimzukehren, dass alles wirklich geschehen war. Sein Herzensgedächtnis war nicht so groß wie das von Maria, die all seine Zweifel stets mit einem Lachen vom Tisch gewischt hatte.

„Du fehlst mir“, flüsterte Josef, während die letzten Sternschnuppen erloschen.

„Dann trifft es sich ja gut, dass ich vorbeikomme“, lachte eine glockenhelle Stimme. Erschrocken wandte Josef sich um. Hinter ihm stand eine junge Frau, neben sich Josefs Maultier.

„Ist das euer Freund?“

„Nicht wirklich“, brummte Josef. „Seit er mich abgeworfen hat, ist unsere Freundschaft etwas abgekühlt.“

Die Frau lachte. „Wohin des Weges?“

„Nach Bethlehem. Ich heiße Josef.“

„Und ich heiße Maria.“

„Maria? Wirklich?“

„Wirklich. So kommt, lasst uns gemeinsam gehen, es ist spät.“

Josef war ein wenig aufgeregt. Natürlich, Maria war ein sehr geläufiger Name. Aber sie kam ihm auch bekannt vor. Spielte sein Herzensgedächtnis verrückt?

Bethlehem geriet bald in Sichtweite.

„Wollt ihr hier übernachten?“, sagte Maria und deutete auf das erste Haus. Es war die Herberge. Josef schüttelte den Kopf.

„Nein, hier keinesfalls. Mich zieht es an eine andere Stätte, nicht weit von hier.“

„Wie ihr wollt.“ Maria lachte. „Falls euer Maultier euch noch einmal abwirft, wisst ihr ja, wo ihr mich findet. Gute Nacht.“

Und noch bevor Josef etwas erwidern konnte, war Maria in der Herberge verschwunden.

Wenig später stand Josef vor dem Stall. Sein Herz sprudelte. Fünfzig Jahre waren vergangen, und doch war alles wieder da. Der Stern, die Weisen, die Hirten, seine Maria mit dem kleinen Jesus, die er so sehr vermisste.

Josef betrat den Stall und tauchte ein in die feuchte Wärme. Drei Schafe lagen beieinander und schliefen. Auf dem Rand der Krippe flackerte eine kleine Öllampe, daneben saß ein uralter Mann mit einem langen weißen Bart im Stroh und sah ihn verwundert an.

„Darf ich mich zu euch gesellen?“, fragte Josef.

Der Mann nickte, und Josef ließ sich ächzend ins Stroh fallen.

„Es gäbe eine Herberge im Dorf“, bemerkte der Bärtige.

Josef schüttelte den Kopf. „Mein Herz hat mich hierhergezogen.“

Wieder nickte der Bärtige. „Ja, der Stall des Heilands ...“

Die zwei alten Männer hingen ihren Gedanken nach.

„Die Herberge“, murmelte der Bärtige unvermittelt, „die Herberge war an jenem Abend nicht voll.“

Josef sah ihn verwundert an.

„Der Wirt fürchtete, das Kind würde bei ihm auf die Welt kommen“, fuhr der Alte traurig fort, „und das machte ihm Angst. Am nächsten Tag sprach das ganze Dorf davon, dass im Stall der Messias geboren sei. Und der Wirt war für den Rest seines Lebens nur noch der Wirt, der den Messias abgewiesen hatte.“

„Das muss schwer gewesen sein“, sagte Josef.

„Großvater!“, rief eine glockenhelle Stimme. Maria streckte ihren Kopf durchs Stalltor. „Dachte ich’s mir doch, dass ich dich hier finde. Oh, sieh an, Josef! Wollt ihr nicht doch in unsere Herberge kommen? Wir haben wirklich noch Platz!“

Der Bärtige starrte Josef an. „Josef – von Nazareth?“

Josef nickte.

Die Stimme des Bärtigen zitterte. „Seit Jahrzehnten komme ich in den Stall des Heilands, wenn mein Herz schwer wird. Finde ich heute meinen Frieden?“

„Bestimmt“, erwiderte Josef, „und nicht nur du, glaube ich.“

„Unsere Tochter führt jetzt die Herberge“, sagte der Bärtige, während er sich schnäuzte, „zusammen mit unserer fröhlichen Enkelin.“ Er deutete auf Maria. „Beide heißen Maria, in Erinnerung an deine Frau.“

„Und beide haben keine Angst vor großen Aufgaben!“, lachte Maria. „Ich zum Beispiel sammle alte Männer vom Wegesrand ein und helfe ihnen wieder auf ihre Maultiere.“

Josef erhob sich aus dem Stroh. „Nun weiß ich, an wen du mich erinnert hast. An deine Großmutter, die uns damals sagte, die Herberge sei voll.“

„Heute“, sagte der Bärtige und sah Josef lange an, „heute sei bitte unser Gast.“

Mitternacht war vorbei, als die drei sich zusammen auf den Weg zur Herberge machten. Josef sah zum Himmel hinauf und lächelte: „Na, was sagst du nun? Gut, dass ich noch mal losgeritten bin, was?“

„Schaut mal“, rief Maria fröhlich und deutete nach oben, „noch eine letzte Sternschnuppe! So ein Licht!“



URSULA SCHRÖDER

Rembrandt und ich

„Licht! So ein Licht!“, ruft Herr Döring. „Genau diese Wirkung möchte ich haben! Sehen Sie das groß genug auf Ihrem Bildschirm, Sonja? Oder soll ich es Ihnen als Kunstdruck schicken?“

„Nicht nötig“, sage ich. „Ich weiß, was Sie meinen. Morgen maille ich Ihnen einen Entwurf zu.“

Gut, dass wir am Telefon sind, da kann er mein abschätziges Augenrollen nicht sehen. Was denkt er sich eigentlich? Traut er mir nicht zu, dass ich anhand seines Beispiels verstehe, was er meint?

Jedes Mal macht er das mit mir. Er behandelt mich so herablassend, als wäre ich ein dummes Kind. Als wäre es eher Glückssache als Können, wenn ich für seine Zeitschrift einen Auftrag so abliefere, wie er ihn haben will. Wäre er nicht ein regelmäßiger Kunde mit einer Menge Einfluss in der Branche, ich hätte ihn längst abserviert. Aber das kann ich mir als Freiberuflerin nicht leisten.

Zähneknirschend mache ich mich an die Arbeit. Er möchte eine Krippenszene für den Titel der Weihnachtsausgabe, eigentlich ein reizvoller Auftrag. Es soll eine moderne Darstellung sein, und er hat sich überlegt, dass das Licht zentral von der Krippe ausgehen soll. Wie bei dem Gemälde von Rembrandt, das er mir gerade per E-Mail geschickt hat. Im typischen Stil des Meisters ist es eine dunkle Szene, in der sich Leute um die Heilige Familie scharen. Sie tragen Laternen, aber das sind matte Funzeln im Vergleich zu dem

Licht, das von dem Kind ausgeht. Es strahlt auf Maria, auf Josef und auf alle, die sich in einer Mischung aus Neugier und Ehrfurcht hier versammelt haben.

Ich hätte auch ohne Herr Dörings endlose Vorträge gewusst, worum es geht. Ich bin durchaus in der Lage, so ein Bild zu gestalten. Und er weiß, dass ich das kann, sonst hätte er mich gar nicht beauftragt.

Aber etwas bremst mich aus. Ich bin noch so wütend auf Herrn Döring, dass es mir schwerfällt anzufangen. Spontan wünsche ich ihm, dass ihm jemand ordentlich eins auf die Nase gibt. Oder dass ihm ein Kunde auch mal so richtig einen reinwürgt. Das tut dann nicht körperlich weh, schmerzt aber trotzdem. Es geschähe ihm recht.

Vielleicht sollte ich erst mal zur Ruhe kommen? Mein Blick fällt erneut auf das Gemälde auf meinem Monitor. Ich weiß nicht viel über Rembrandt. Diese Epoche der Malerei hat mich nie besonders interessiert, und den Kult darum finde ich geradezu abstoßend. Vielleicht ist es einfach der Neid einer Künstlerin, die auch gern so berühmt wäre? Dem großen Maler hat sein Ruhm nicht viel genützt. Seine Frau und alle seine Kinder musste er begraben. Er selbst starb in Armut, während seine Gemälde heute Millionen wert sind.

Immer noch missmutig lege ich mir meine Materialien zurecht. Seufzend fange ich mit der Zeichnung an, aber ich merke sofort, das klappt nicht. Ein neuer Anlauf – wieder nichts. Dabei habe ich doch eine klare Vorstellung, wie es werden soll! Ich bin ein Profi, ich kann das! Und ich habe es für morgen versprochen!

Ich werde sauer und frustriert. Licht! Blödes Thema. Blöder Auftrag. Döring, du arroganter Knaller! Ich bin nicht Rembrandt! Ich bin Sonja, die Grafikdesignerin! Ich bin ... Plötzlich, so als hörte ich eine dieser Ankündigungen am Flughafen, schießt mir ein Satz durch den Kopf: „Du bist das Licht der Welt!“

Fast fällt mir vor Verblüffung der Stift aus der Hand. Nein, es war keine menschliche Stimme, und doch kam das irgendwo her; es war jedenfalls nicht einfach eine gedankliche Assoziation von dem Wort „Licht“ zu dieser bekannten Bibelstelle. So etwas habe ich noch nicht erlebt. Hat Gott da gerade eine Botschaft geschickt?

Mir doch nicht! Ja, die Weihnachtsgeschichte ist voll davon: Maria wird von einem Engel besucht, Josef hat einen Traum, die Hirten begegnen den himmlischen Heerscharen. Das gehört alles zu einem Plan. Gott brauchte diese Leute als Mitarbeiter, als Zeugen. Aber wozu braucht er mich?

Bin ich das Licht der Welt? Oder funzele ich nur wirkungslos vor mich hin? Verwundert schüttele ich den Kopf. Ich sehe noch einmal die letzte Stunde vor mir – meinen nachtragenden Missmut, meinen verletzten Stolz und meine Überheblichkeit, meine hässlichen Gedanken. Kein Wunder, dass daraus kein leuchtendes Bild entstehen kann!

Dabei schenkt Gott mir doch jetzt gerade eine großartige Möglichkeit: eine Illustration zu gestalten für eine Zeitschrift, die viele Menschen in den Händen halten werden. Ich war noch nie ein großer Redner, ich taue vermutlich weder zur Missionarin noch würde aus mir eine zweite Mutter Teresa. Aber ich kann mit Papier und Farbe umgehen. Ich kann mit ein paar sparsamen Strichen diese Krippe darstellen und weiß plötzlich genau, wie ich die Farben verwenden muss, um den gewünschten Effekt zu erreichen.

Mehrere Stunden arbeite ich konzentriert an meinem Auftrag. Auf einmal geht es ganz leicht, denn nicht mehr Herr Döring befindet sich im Mittelpunkt meiner Gedanken, sondern das neugeborene Kind – Jesus, von dessen wahrer Bedeutung viele Menschen gar nichts wissen. Vielleicht, hoffentlich, erkennt man auch auf meinem Bild seine Strahlkraft für diese Welt. Morgen kann ich es an Herrn Döring schicken. Ich freue mich schon darauf.



TITUS REINMUTH

Aufgetaucht

Licht, so ein Licht! Ich hole Luft, ganz tief, zwei, drei Mal. Mein Herz pocht. Ich bin völlig außer Atem. Ich kneife die Augen zusammen, so blendet die Sonne. Wie weit bin ich wohl getaucht? Zwanzig Meter, fünfundzwanzig? Meine Füße tasten, ich kann stehen. Es ist nicht weit zum Ufer. Da ist ein Strauch, ein paar Äste ragen ins Wasser, ich halte mich fest. Ich bin noch immer geblendet, wenn ich hinübersehe zum Ufer auf der anderen Seite des Flusses. Da stehen die anderen. Sie sind ganz aufgereggt. Alle schauen Richtung Brücke. Keiner sieht mich hier. Direkt unter der Brücke tauchen auf einmal zwei von den großen Jungs auf, sie rufen meinen Namen, wieder und wieder.

Plötzlich wache ich auf. Ein Traum. Es ist nur ein Traum. Karla beugt sich über mich, die Hand vorsichtig auf meine Schulter gelegt. „Hast du geträumt? Ist alles gut?“

„Ja, geht schon. Hast du mich geweckt? Meinen Namen gerufen?“

„Ja, du hast so heftig geatmet. Ein Albtraum?“

„Verstehe. Nein, nicht so schlimm. Danke, es ist schon gut. Nur ein Traum.“ Ich drehe mich auf den Rücken, atme tief durch und versuche zu verstehen. Was war das? Was soll das bedeuten?

Gut, es gab da neulich diesen Film. Freitagabend, ich war noch nicht müde. Irgendeine „Coming of Age“-Geschichte, etwas langsam erzählt, aber gut. Genau richtig, um runterzukommen. Es

ging um eine Jugendgang in den Sommerferien, irgendwo in Südfrankreich an einem Fluss. Einer ist das erste Mal dabei, er wirkt etwas schüchtern. Aber er traut sich und kommt zu den anderen dazu. Dann gibt es diese eine Szene: Einer von den großen Jungs geht auf die hohe Brücke. Es sind vielleicht sechs oder acht Meter über dem Wasser. „Trau dich!“, rufen die andern. Und dann springt er. Macht sogar einen Salto und landet mit einem großen Klatsch im Wasser. Alle jubeln, als er wieder auftaucht und an Land schwimmt. Jetzt ist der Neue dran. Er will dazugehören. Das ist wohl eine Art Mutprobe. „Na los, jetzt du! Geh nach oben!“ Er geht, steht am Rand der Brücke, schaut nach unten, zögert.

„Noch ein bisschen weiter nach rechts!“, rufen die anderen. Vorsichtig macht er noch ein paar kleine Schritte zur Seite, die Hände fest am Geländer hinter sich.

„Traust du dich nicht? Mach schon!“

Er guckt zu den andern, er guckt nach unten und dann springt er. Das Wasser schlägt über ihm zusammen, die andern jubeln. Doch dann: Wo ist er? Er taucht nicht wieder auf. Die andern rufen seinen Namen, zwei springen ins Wasser, schwimmen zur Flussmitte, rufen, tauchen. Nichts. Dann zeigt ihn die Kamera am Flussufer, rechts, bestimmt zwanzig Meter weiter. Vorsichtig reckt er den Kopf aus dem Wasser. Er grinst. Ist einfach die ganze Strecke unter Wasser geblieben. Abgetaucht und wieder aufgetaucht. Kopfschütteln und Erleichterung, als die andern ihn sehen. Er hat's geschafft. Und wie!

Habe ich das einfach nachgeträumt? Warum?

Diese eine Szene meldet sich bei mir nachts um halb drei zurück. Einen Tag vor Weihnachten, ausgerechnet. Ich könnte etwas Schlaf gebrauchen. Aber mein Gehirn spült mir diese Bilder nach oben und sagt: Guck dir das noch mal an! O. k., ich gucke. Ich sehe mich vor meiner Krankheit. Vor genau zwölf Monaten. An Heiligabend hat es angefangen. Ich stehe unter der Dusche und taste

diese Schwellung. Was soll das sein? Ich habe Angst. Ich traue mich nicht, davon zu erzählen. Das verdirbt uns noch das ganze Fest. Also behalte ich es für mich. Jetzt liege ich wach, und plötzlich ist alles wieder da. Weihnachten vor einem Jahr: Frühstück, Baum schmücken, Gottesdienst. Ente, Rotkohl, Kerzenschein. Musik, Geschichten und „Fürchtet euch nicht!“. Von wegen. Am ersten Weihnachtstag nach der Bescherung habe ich mich getraut und von der Schwellung erzählt. Dann folgt alles Schlag auf Schlag: der Arzttermin zwischen den Jahren, das CT, die Operation, die Diagnose. Behandelbar, sagen die Ärzte, immerhin. Aber erst mal ist die Krankheit da. Ich kann nicht mehr zurückgehen, kann nicht einfach runter von der Brücke zurück ans Flussufer. Ich kann nicht sagen: „Lass mal, ich will nicht, ich traue mich doch nicht.“ Ich muss springen. Ich muss Vertrauen haben. Es gibt überhaupt keine andere Wahl.

Das ist die Verbindung zu dem Jungen auf der Brücke. Ein Sprung ins Ungewisse. Chemotherapie, Antikörper, das volle Programm. Doch anders als im Film dauert dieser Sprung eine kleine Ewigkeit. Neun Monate Therapie, Strapazen, Gottvertrauen. Am Ende eine Reha. Ich kann mir überlegen, wo ich eigentlich wieder auftauchen will. Genau da, wo ich losgegangen bin? Alle jubeln: „Da bist du ja wieder! Toll, dass du es geschafft hast!“ Als wäre nichts gewesen? Nein, ich nutze die Zeit. Ich tauche ab, denke nach, führe Gespräche. Muss das Leben so weitergehen? Genauso, wie es bisher war? Ich mache Schwimmszüge unter Wasser, ganz für mich alleine. Und dann, wenn ich so weit bin, tauche ich wieder auf. Anderswo. Erfrischt und in hellem Licht. Mit einem Lächeln. Bin ich schon so weit?



SCHWESTER TERESA ZUKIC

Malek und der König im Scheinwerferlicht

Licht! So ein Licht!

Völlig außer Atem bremst er vor der Klassentür. Wie jeden Tag ist er über den inzwischen leeren Schulhof gerannt, hat mehrere Treppen übersprungen und versucht, die Zeit einzuholen. Jetzt im Advent ist es besonders schlimm!

Er packt seine Schultasche fester. Schnappt gekrümmt nach Luft. Der Schweiß rinnt ihm in die Augen. Er wischt ihn mit seinem feuchten Jackenärmel ab, auch die zwei Tränen.

Noch einmal holt er tief Luft. Er weiß genau, was jetzt passiert – denn er ist wieder zu spät.

Nur leise klopft er und wartet auf das „Herein“.

Alle Augen sind auf ihn gerichtet. Mit gesenktem Kopf läuft er am Lehrer vorbei. Nur einen kurzen Moment wagt er ihn anzuschauen. Er sieht dessen Enttäuschung. Und Verachtung? Auf das Grinsen seiner Klassenkameraden achtet er nicht mehr, als er zu seinem Platz geht. Er lässt alles an sich abprallen, so scheint es, seine traurigen Augen starren auf den Boden. Selbst wenn er wollte, könnte er es niemandem erklären. Sie würden es sowieso nicht verstehen ... oder ihn wieder wegen seiner Aussprache auslachen. Wie lange geht das schon so? Wie lange ist er schon hier?

Er hat vieles verdrängt und kann sich nur noch schwer an die